



REISEN

Kurzgeschichten

Herausgegeben von

RAFIK SCHAMI



Sechs Sterne | ars vivendi

ars vivendi[ⓧ]

REISEN

Kurzgeschichten

Sechs poetische Stimmen
Nach einer Themenidee von Franz Hohler
Herausgegeben von Rafik Schami

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage Februar 2015
© 2015 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel
Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg
unter Verwendung eines Fotos von © plainpicture/Jasmin Sander
Druck: CPI Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier der Papierfabrik
Schleipen. Das eingesetzte Material stammt aus ökologisch und sozial
verantwortungsvoller Forstwirtschaft.
Printed in Germany

ISBN 978-3-86913-498-7

Reisen

Inhalt

Statt eines Vorworts: eine Einladung	9
Franz Hohler Der Enkeltrick	11
Root Leeb Fünf Frauen machen eine Reise	27
Monika Helfer Sechs Geschichten	49
Michael Köhlmeier Lange Nacht heim	87
Nataša Dragnić Sandfluchten	123
Rafik Schami Das Fremde und das Eigene	147
Nachwort des Herausgebers Fass dich kurz, aber poetisch!	184
Die Autorinnen und Autoren	190

*Statt eines Vorworts:
eine Einladung*

Dieses Buch ist keine Anthologie, sondern eine neue Art, Texte zu inszenieren. Sechs Autorinnen und Autoren greifen einen Themenvorschlag auf und erzählen aus ihrer Sicht darüber. Es sind allesamt Liebeserklärungen an eine der feinsten Erzählkünste: die Kurzgeschichte.

Besuchen Sie die sechs Erzählbühnen. Dort warten Überraschungen auf Sie. Ich garantiere Ihnen große Unterhaltung. Ich war dort.

Rafik Schami

Franz Hohler
Der Enkeltrick

Der Enkeltrick

Die Frau, die vor der Wohnungstür stand, war eindeutig nicht die Postbotin, obwohl sie zweimal geklingelt hatte. Die Postbotin hatte blondes Haar, das zu einem Pferdeschwanz gebunden war, und die hier hatte krauses schwarzes Haar und dunkle Augen. Auch trug sie keine blaue Uniform, sondern eine rote Bluse und eine schwarze Lederjacke. »Frau Ott?«, fragte sie und lächelte.

Amalie Ott nickte. Sie musste zwar ab und zu mit Momenten kämpfen, in denen sie nicht mehr sicher war, wo sie gerade stand oder wohin sie gehen wollte und ob heute wirklich Sonntag war, wenn sie eine geschlossene Kirchentür vorfand, aber mit 88 Jahren sei so etwas nicht ungewöhnlich, hatte ihr der Hausarzt gesagt, und wichtig sei einfach, dass sie immer ihre Adresse bei sich trage, wenn sie das Haus verlasse.

Doch jetzt stand sie bloß im Türrahmen und nickte, denn so viel stand fest, sie war Amalie Ott.

»Was wünschen Sie?«, fragte sie die fremde Frau.

»Darf ich einen Moment hereinkommen?«, fragte diese.
»Es ist vertraulich.«

Amalie schloss kurz die Augen und sah ihre zwei Töchter mit ihren Männern und ihren Groß- und Urgroßkindern, und sie riefen ihr im Chor zu: »Keine Fremden hereinlassen!«

Als sie die Augen wieder öffnete, stand die Frau in der roten Bluse immer noch da und schaute sie lächelnd an.

»Bitte«, sagte Amalie, »kommen Sie herein.«

»Das ist lieb von Ihnen«, sagte die Fremde, die bereits einen Fuß auf der Schwelle hatte.

»Wir gehen in die Küche«, sagte Amalie und ging vor der Frau her durch einen schwach beleuchteten Korridor

in die Küche. Auf dem Tisch waren ein Teller mit einem halb gegessenen Stück Butterbrot mit Marmelade und eine Tasse, dahinter ein Glas mit Nescafé-Pulver.

»Setzen Sie sich«, sagte Amalie und wies auf den zweiten Stuhl, »ich bin spät dran mit dem Frühstück, möchten Sie auch einen Kaffee?«

»Danke«, sagte die kraushaarige Frau, »ich habe nicht viel Zeit. Ich bringe Ihnen eine Nachricht von Ihrer Enkelin.«

Wieder schloss Amalie kurz die Augen, und wieder sah sie den kleinen Familienchor. Fünf Enkel waren dabei, drei hochgeschossene junge Männer von der ersten Tochter, zwei mit ihren Frauen und zwei Urenkeln, ein etwas kleinerer Mann von der zweiten Tochter, und da stand rechts außen noch eine junge Frau, etwa dreißigjährig, mit einer Stupsnase und einem Bubikopf, die ihr zuwinkte.

»Von Cornelia?«, fragte Amalie, als sie die Augen wieder öffnete.

»Ja, von Cornelia«, sagte die Frau.

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist in Not.«

Und die Fremde erzählte nun, dass Cornelia auf einer Reise in Rom verhaftet worden sei, weil sie für einen Freund ein Päcklein mitgenommen habe, in dem Drogen versteckt waren, natürlich habe sie das nicht gewusst, Cornelia hätte so etwas nie gemacht, aber jetzt sei sie im Gefängnis und käme nur gegen eine Kaution von 20.000 Euro frei, das seien also etwa 25.000 Franken, und Cornelia habe ihr ihre, Amalies, Adresse gegeben mit der Bitte, ob sie ihr vielleicht aus dieser Lage heraushelfen könne.

»Aber ihre Mutter?«

Die dürfe auf keinen Fall etwas erfahren, Cornelia schäme sich furchtbar, dass sie in so etwas hineingeraten sei, und sie bitte sie, niemandem von der Familie etwas

davon zu sagen, sie werde ihr bestimmt auch alles zurückzahlen.

Amalie nahm einen Schluck Kaffee und wischte sich die Lippen mit dem Handrücken ab.

Ja, die Cornelia, sagte sie, das passe zu ihr.

Sie hatte das Mädchen immer gemocht, schon weil sie ihre einzige Enkelin war, aber auch das Wilde an ihr hatte ihr gefallen. Cornelia war schon als Schülerin gerne gereist, war einmal per Anhalter mit einer Freundin nach Spanien gefahren, während ihre Eltern in allen Ängsten waren, Amalie hatte sie damals beruhigt, die werde schon wieder zurückkommen. Später dann hatte sie eine Kunstschule im Ausland besucht, wollte Filme machen und schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch, der Kontakt mit ihr war in letzter Zeit etwas verloren gegangen, ab und zu war ein Kartengruß von ihr gekommen, von irgendeiner fernen Insel, und jetzt also das.

Amalie nahm einige Postkarten vom Kühlschrank ab, wo sie mit Magneten befestigt waren, und schaute sie einzeln an. »Das ist von ihr, glaub ich«, sagte sie und hielt der Fremden eine Karte hin, auf der das Meer gegen Küstenfelsen brandete, »da war sie am Meer.«

Die Fremde schaute die Karte an. »In Irland«, sagte sie dann und gab sie Amalie zurück, »sie war oft in Irland, davon hat sie mir erzählt. Und wie machen wir jetzt das mit dem Geld?«

Amalie schloss nochmals die Augen, und ihre ganze Familie rief ihr zu: »Nichts geben!« Sogar die beiden kleinen Urenkel schüttelten ihre Köpfe. Einzig Cornelia ganz außen machte ihren Mund nicht auf und winkte ihr bloß zu.

Amalie seufzte. »Warten Sie«, sagte sie und ging in das Zimmer ihres verstorbenen Mannes. Sie machte die unterste Schublade des Schreibtisches auf und zog die

Schachtel hervor, auf der groß »Fotos« stand. Zuoberst lag das Familienfoto, das sie schon gesehen hatte, als sie die Augen schloss. Auf einmal schien ihr, Cornelia blicke traurig drein. Unter dem Foto war ein Umschlag, der mit »Hochzeitsreise« beschriftet war, und dort drin bewahrte sie ihr Geld auf. Ihr Mann hatte das so eingerichtet, »gegen die Einbrecher«, hatte er gesagt. Sie öffnete das Couvert und zählte zehn Hunderternoten. Sie steckte den Umschlag in die Handtasche, die auf dem Schreibtisch stand, und machte Schachtel und Schublade wieder zu.

Als sie sich umdrehte, stand die fremde Frau im Türrahmen.

»Es reicht nicht«, sagte Amalie, »ich muss es auf der Bank holen.«

»Ich kann Sie begleiten«, sagte die Fremde.

Eine Stunde später gingen die zwei Frauen über die Aarebrücke. Amalie hatte sich sonntäglich angezogen, wie immer, wenn sie zur Bank ging, ein blaues Deux-Pièces, darüber ihren feinen Regenmantel und den Hut mit der Brosche und der silbernen Feder, dazu ihre große Handtasche. Die Botin von Cornelia hatte sie zwar zur Eile ermahnt, aber Amalie hatte sich nicht beirren lassen. Sie bekomme ihr Geld nur, wenn sie anständig aussehe, sagte sie.

Die Bank lag gleich am Aarequai, und die kraushaarige Frau sagte zu Amalie, sie warte hier auf der Sitzbank auf sie, bis sie mit dem Geld zurückkomme, und Cornelia werde ihr bestimmt unglaublich dankbar sein.

Als Amalie über den Fußgängerstreifen gegangen war und sich nochmals umdrehte, sah sie, dass sich eine zweite Frau zur Fremden gesetzt hatte und sich mit ihr zu unterhalten begann.

Es war nicht leicht, dem Mann am Schalter begreiflich zu machen, dass sie 20.000 Euro brauchte, und zwar in bar. Ob er sie fragen dürfe, wofür sie das Geld brauche. Sie überlegte einen Moment, erinnerte sich daran, dass sie niemandem etwas sagen sollte, und fand dann ein Wort, das ihr angemessen schien.

»Privat«, sagte sie.

Er müsse zuerst schauen, ob sie überhaupt so viele Euros da hätten, sagte der Mann, ging nach hinten und kam erst nach einer Weile wieder. Doch, sagte er dann, es gehe, aber falls sie damit ins Ausland fahre, könne er ihr auch einen Teil davon in Reiseschecks mitgeben, das wäre sicherer als Bargeld.

Als sie nichts davon wissen wollte, legte er ihr eine Quittung über 24.225 Franken zur Unterschrift vor. So viel kosteten die 20.000 Euro, die hier in diesem Umschlag bereit seien. Dann zählte er ihr die Scheine ab, vor allem grüne und braune, Scheine jedenfalls, die sie noch nie gesehen hatte, steckte sie in den Umschlag und schob ihn ihr zu.

Lächelnd steckte sie den Umschlag in ihre große Handtasche und sagte, sie habe gar nicht gewusst, dass sie so viel Geld habe.

Sie solle vorsichtig sein, sagte der Schaltermann, und ob vielleicht jemand von ihnen sie nach Hause begleiten könne.

Oh nein, das sei nicht nötig, sagte sie, sie habe schon jemanden.

Aber als sie zur Sitzbank kam, war diese leer.

Amalie schaute sich um, ohne dass sie irgendwo eine rote Bluse sah.

Sie setzte sich und wartete. Es gefiel ihr nicht, dass die Frau, wegen der sie das alles gemacht hatte, einfach verschwunden war. Dabei brauchte Cornelia das Geld, um in Rom aus dem Gefängnis zu kommen.

Sie wartete und wartete und nickte etwas ein.

Als sie erwachte, standen ein Mann und eine Frau vor ihr. Sie seien, sagten sie, von der Polizei, zeigten ihr ein Foto von der kraushaarigen Frau und fragten sie, ob sie diese Person kenne.

Amalie nickte. »Ja«, sagte sie, »seit heute.«

Ob sie sie um Geld angegangen habe, fragten die beiden weiter, und Amalie nickte wieder: »Für meine Enkelin.«

Nun blickten sich die beiden an und nickten. Da habe sie Glück gehabt, sagte der Mann, die Person sei eine Betrügerin. Ob sie mit ihnen auf die Wache komme zu einer Aussage und einer Konfrontation, fragte er weiter.

Amalie war verwirrt. Sie? Zur Polizei? Sie schüttelte den Kopf.

Oder lieber morgen Vormittag?, fragte die Polizistin, das genüge auch noch. Sie sei doch Frau Amalie Ott von der Rosengasse?

Ja, sagte Amalie, etwas erstaunt darüber, dass man sie kannte, ja, das wäre ihr lieber, sie habe heute noch zu tun.

Der Polizist sagte, er erwarte sie in dem Fall morgen um neun Uhr auf dem Posten der Kantonspolizei, gab ihr sein Kärtchen und fragte dann, ob sie sie in die Bank begleiten sollten, um das abgehobene Geld zurückzubringen.

Amalie schloss kurz die Augen und sah sogleich den ganzen Familienchor, der ihr ein einziges »Jaaa!« zuschrie. Aber wieso stimmte Cornelia nicht mit ein, sondern stand einfach stumm am Rand?

»Nein, danke«, sagte Amalie und erhob sich von der Bank, »ich komme schon zurecht.«

»Passen Sie gut auf«, sagte die Polizistin, und: »Das Geld ist am sichersten auf der Bank«, fügte der Polizist hinzu.

Amalie nickte, sagte auf Wiedersehen und ging langsam neben dem bronzenen nackten Mann, der ein bronzenes Pferd besteigen wollte, über die Aarebrücke zum Bahnhof.

In der Mitte der Brücke blieb sie stehen, hielt sich mit einer Hand am Geländer fest und blickte ins Wasser hinunter. Es war ihr, als trieben alle ihre Gedanken flussabwärts. Wer war sie, und wieso stand sie da? Wieso war sie so gut angezogen? War etwa Sonntag?

Sie schloss einen Moment die Augen, aber der Familienchor war verschwunden, und einzig ihre Enkelin Cornelia stand noch da und blickte sie an, ohne etwas zu sagen.

Als sie die Augen öffnete, wusste sie wieder Bescheid. Cornelia war in Rom im Gefängnis und brauchte Hilfe, und niemand aus der Familie durfte etwas davon wissen. Niemand, außer ihr. Ihre Stunde war gekommen, die Stunde der Großmutter.

Am nächsten Morgen um neun Uhr saß sie im Schnellzug nach Mailand und fuhr gerade in Airolo zum Gottardtunnel heraus. Am Vierwaldstättersee hatte es noch geregnet, jetzt schien die Sonne.

»Oh«, sagte sie zum Herrn gegenüber, »hier scheint ja die Sonne!«

Der senkte die Basler Zeitung, hob kurz den Kopf und sagte dann: »Wir sind ja auch im Tessin.«

Die Frau im Reisebüro der SBB war gestern sehr nett gewesen, hatte ihr genau erklärt, wie sie in Mailand umsteigen müsse und dass sie dann eine Platzkarte im Wagen 24 für den Zug nach Rom habe, wo sie um 13.55 Uhr ankommen werde. Zuvor hatte sie ihre Kundin kurz gemustert und einladend gefragt, ob sie erster Klasse fahren wolle, und Amalie hatte, ohne die Augen zu schließen, genickt. Auch dem Drei-Tage-Arrangement in einem Viersternehotel, einem Sonderangebot der Bahn, hatte sie sofort zugestimmt, hatte die 685 Franken aus ihrem Couvert »Hochzeitsreise« bezahlt und die restlichen 315 Franken umgewechselt, in Lire, hatte sie verlangt und sich dann belehren lassen, dass man in Italien schon lange mit Euro bezahle.

Als sie der Herr gegenüber bei der Fahrt am Luganersee entlang fragte, was sie denn nach Rom führe, musste sie zuerst einen Moment nachdenken, bevor sie sagte: »Meine Hochzeitsreise.«

Ob da nicht der Mann fehle, fragte der Herr, worauf Amalie entgegnete: »*Sie* sind ja da.«

Der Herr lachte und sagte: »Aber nur bis Mailand.«

Dort half er ihr jedoch beim Umsteigen, trug ihr sogar das Kofferchen und brachte sie in den Wagen 24, wo sie den Sitz Nr. 35 hatte, einen Fensterplatz, wie sie erfreut feststellte.

Neben ihr saß niemand, und erst kurz vor der Abfahrt setzte sich eine korpulente Frau mit mehreren Halsketten auf den Platz vis-à-vis und stellte ein Hundekorbchen auf den Sitz daneben, aus dem ein kleiner Spitz seine Schnauze streckte.

Amalie lächelte zuerst den Hund an, dann die Dame, und die Dame lächelte zurück.

»Ein herziges Hündli«, sagte Amalie, und die Dame nickte.

Als der Zug Mailand hinter sich gelassen hatte, fuhr er in einem Tempo, das ihr kaum Zeit ließ, etwas von der Landschaft zu sehen. Gutshöfe und Pappelalleen flogen vorbei, Kirchtürme und Dörfer tauchten auf und verschwanden wieder, ein großer Fluss wurde überquert, in einer Ebene, die kein Ende nahm, sodass es Amalie nach einer Weile aufgab, aus dem Fenster zu schauen.

Sie öffnete ihre große Handtasche und zog einen Thermoskrug hervor, schenkte sich einen Tee ein, der immer noch dampfte, und wickelte ein Schinkensandwich aus, das sie sich am Morgen gemacht hatte.

Der Spitz blickte begierig zu ihr herüber.

»Darf ich?«, fragte Amalie und zupfte ein Stücklein Schinken ab.

Nachwort des Herausgebers *Fass dich kurz, aber poetisch!*

*Jeder Romancier beginnt als Dichter; wenn er scheitert,
versucht er sich an der zweitschwersten Kunst, der Kurzgeschichte;
und wenn er da scheitert, schreibt er Romane.*

William Faulkner,
Romancier und Nobelpreisträger
(frei übersetzt aus einem Interview)

Dieses Buch ist keine Anthologie. Nichts gegen Anthologien, ich habe selbst mit Genuss mehr als fünfzehn Sammelwerke herausgegeben. Dem Namen nach ist eine Anthologie eine Sammlung von Blumen oder eine Blütenlese, nach dem Wunsch der Herausgeber heute wie vor Jahrhunderten sollte sie eine Auswahl der besten Texte enthalten.

Nicht immer gelingt das. Aber viele Anthologien bieten gute Unterhaltung. Solch ein Buch eignet sich wunderbar als Urlaubslektüre, es dient auch als Werbung für die Publikationen, in denen die Texte ursprünglich veröffentlicht wurden. All das ist legitim. Aber diese Sammelwerke werden von der Fachwelt kaum beachtet.

Doch nicht deswegen lehne ich die Bezeichnung »Anthologie« für den vorliegenden Band ab. Im Hinblick auf Vorhaben, Vorgehensweise und Resultat ist das hier ein völlig anderes, neues Projekt.

DAS VORHABEN: die Würdigung der Kunst der Kurzgeschichte nicht durch theoretische Abhandlungen und Predigten, sondern durch die Schönheit und Überzeugungskraft dieser Kunst.

DIE VORGEHENSWEISE: Der Herausgeber gewinnt einen Verleger für das Vorhaben, und erst dann sucht er – nein,

nicht Texte, sondern Autorinnen und Autoren, mit denen er gerne zusammenarbeitet. Es soll eine Reihe werden mit so vielen Bänden wie Teilnehmern, was darin begründet ist, dass jede Autorin, jeder Autor einen Themenvorschlag unterbreitet, und alle Mitglieder des Autorenteam nehmen sich dann die Zeit und schreiben Kurzgeschichten um und über dieses Thema.

DAS RESULTAT: ein Buch, das konzentriert und unterhaltsam mit verschiedenen Stimmen um ein Thema kreist. Dies soll ausschließlich in Kurzgeschichten geschehen, die aus verschiedenen Blickwinkeln das Thema beleuchten.

Was aber ist eine Kurzgeschichte?

Die Kurzgeschichte, die ihren Namen keiner neuen Wortschöpfung, sondern einer Lehnübersetzung des englischen Begriffs »Short Story« verdankt, ist eine verhältnismäßig moderne Form der Prosa, die sich zuallererst durch die Kürze des Textes auszeichnet. Eine einheitliche Definition gibt es auch in der Literaturwissenschaft nicht. Stattdessen versucht man oft durch Abgrenzung zu zeigen, was die Kurzgeschichte *nicht* ist. Auch der Versuch, bestimmte Merkmale und Randbedingungen festzuschreiben, scheiterte; so wurde die Regel, dass die Kurzgeschichte immer im Präsens und der ersten Person Singular erzählt wird (E.A. Poe), lange geachtet. Heute pflegt man jedoch eher in der 3. Person zu erzählen, und die übliche Erzählzeit ist das Präteritum. Auch das offene Ende ist nicht mehr verpflichtend.

Sicher gab es Vorläufer für die heutige Form der Kurzgeschichte, u. a. im alten Ägypten, in China, im Europa der Antike und auch in der arabischen Welt: Anekdoten, humoristische Geschichten, häufig Fiktionen, die mit bekannten historischen Persönlichkeiten in Verbindung gebracht wurden, um sie glaubwürdiger zu machen und besser zu verbreiten. Auch zeugen zahlreiche mündlich

überlieferte Geschichten davon, dass die »Alten« sehr wohl Kurzgeschichten gekannt und genossen haben. Aber die Kurzgeschichte, wie wir sie heute kennen, ist ein Kind der Printmedien, der Zeitungen und Zeitschriften des 19. Jahrhunderts. Vor allem in Amerika erfreute sich die Kurzgeschichte großer Beliebtheit, da die Autoren damit ein größeres Lesepublikum erreichen, so besser verdienen und ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten als durch ihre Bücher.

Edgar Allan Poe, Mark Twain, William Faulkner, Ernest Hemingway und Sinclair Lewis sind bekannte Namen, die mit vielen weniger bekannten Autorinnen und Autoren zur weiteren Entwicklung dieser Kunst beigetragen haben.

In Deutschland genoss die Kurzgeschichte erst Anfang der Fünfzigerjahre einen guten Ruf: Sie sei Zeichen eines Neubeginns nach der Zeit der Nazi-Barbarei. Alfred Andersch sprach von der literarischen »Stunde null«. Die Vorbilder waren Amerikaner, vornehmlich Hemingway, der nicht nur in Deutschland, sondern weltweit nachgeahmt wurde. Thematisch behandelte man die aktuelle Situation des Landes nach dem Zweiten Weltkrieg.

Bis Ende der Sechzigerjahre erlangten mehrere Autorinnen und Autoren deutscher Sprache Bekanntheit, die die Kunst der kurzen Prosa exzellent beherrschten, darunter Wolfgang Borchert, Ilse Aichinger, Heinrich Böll, Wolfdietrich Schnurre, Erwin Strittmatter, Siegfried Lenz, Marie Luise Kaschnitz, Alfred Andersch, Peter Bichsel, Friedrich Dürrenmatt und andere.

Doch schon etwa ab Mitte der Sechzigerjahre schwand das Interesse an Kurzgeschichten wieder. Es ist ein Kuriosum, dass, je hektischer die Zeit, umso beliebter die längeren Geschichten und Romane wurden. Manche sehen die Ursache darin, dass die Kurzgeschichte zu sehr mit dem Elend und dem Wiederaufbau im zerstörten Deutschland

verbunden war und dass sie an Boden verlor, je stabiler die Verhältnisse wurden. Das ist möglich, aber meiner Meinung nach liegt die Ursache wie ein Geheimnis im oben angedeuteten Kuriosum verborgen. Je hektischer die Zeit wurde, umso mehr konzentrierten sich die Leser auf *eine* Geschichte für *längere* Zeit und nicht auf *mehrere* Geschichten in *knürzester* Zeit. Denn das verlangte den Lesern weniger Aufmerksamkeit ab. Gerechterweise müsste man hier immer häufiger das Wort »Leserinnen« einsetzen, denn Männer werden im Verlauf dieser Entwicklung immer weniger schöne Literatur lesen. Ohne die Frauen wäre der Buchmarkt schon längst zusammengebrochen. Aber das ist eine andere Geschichte.

Nicht ein einziges Mal habe ich seit Anfang der Siebzigerjahre ein Lächeln auf dem Gesicht eines Verlegers gesichtet, wenn ich ihm Kurzgeschichten, kurze Märchen und Fabeln angeboten habe. »Haben Sie keinen Roman?«, war stets die Antwort nach einer peinlich umständlichen Begründung der Ablehnung.

»Die Deutschen lesen keine Kurzgeschichten«, antwortete manch einer, der sich vom Büchermachen auf die Analyse der deutschen Psyche verlegt hatte.

Die Frage »Wer sagt das denn?« blieb unbeantwortet.

Nein, in vierzig Jahren habe ich keine überzeugende Antwort erhalten. Aber so wie die Trendverläufe für lateinamerikanische, skandinavische oder osteuropäische Literaturen und so wie die Kleidermoden letzten Endes nur eins bewiesen haben, dass Wellen nämlich kommen und gehen, aber nur das Wesentliche, in unserem Fall die gute Literatur, bleibt, so schadete es der Kurzgeschichte auch nicht, dass sie vierzig Jahre wie ein Stiefkind behandelt wurde. Sie ist eine große Kunst, und sie wird es bleiben, ebenso wie die Märchen, die so oft von Psycho-Dilettanten für überflüssig, ja tot erklärt wurden. Es werden heute nach

wie vor wunderbare Kurzgeschichten geschrieben. Und für Tschechows *Die Dame mit dem Hündchen* gebe ich gerne zwanzig langweilige Romane her.

Im Herbst 2013 kam für alle Gegner der kurzen Gattung eine böse Überraschung: Alice Munro, die ausschließlich Kurzgeschichten geschrieben hat, wurde der Nobelpreis verliehen. Ich werde den Augenblick auf der Buchmesse in Frankfurt nie vergessen. So viele »Experten« wie lange nicht mehr schimpften auf das Nobelpreiskomitee. Und dieselben Experten, die selbstbewusst Psychoanalyse für die deutschen Leser betrieben hatten, entdeckten nach diesem literarischen Erdbeben plötzlich das Potenzial der Kurzgeschichte.

Meine Idee für dieses Projekt entstand im Winter 2012, und sie reifte bis zum Frühjahr 2013. Ich wollte und will keine weitere Anthologie herausgeben, sondern etwas Neues mit Kolleginnen und Kollegen wagen, die ich wertschätze: Ich will erzählerisch die Kunst der Kurzgeschichte verteidigen.

Ab Sommer 2013 hatte ich mein Konzept ausgearbeitet. Für mich war beschlossen: Es soll, wie bereits oben erwähnt, ein hochwertiges literarisches Experiment werden. Die Zahl der Kolleginnen und Kollegen sollte klein bleiben, damit ich als Herausgeber die anfallende Arbeit bewältigen kann.

Ich habe dann einige Kolleginnen und Kollegen angesprochen. Manche wollten nicht, manche konnten nicht, und manche hätten gewollt und gekonnt, aber nur bei einem großen Verlag.

Franz Hohler war der Erste, der, wie immer, aufmerksam zugehört hat und seine Bereitschaft ausdrückte mitzumachen.

Root Leeb war ebenfalls von Anfang an dabei, Nataša Dragnić war begeistert, und mit Monika Helfer und

Michael Köhlmeier ist die Mannschaft, ist meine Freude komplett. Damit decken wir alle wesentlichen Spielarten der deutschen Literatur ab, und weil ich all diese Autoren gelesen habe, weiß ich, dass wir hier sehr unterschiedliche poetische Stimmen und Klänge an Bord haben.

Es ist, so sehe ich das vor meinem inneren Auge, wenn ich die Texte lese, als säßen wir in einer ruhigen Kneipe zu sechst um einen runden Tisch, würden Kleinigkeiten essen und uns Geschichten erzählen. Diese Kneipe kann in Österreich, in der Schweiz oder in Deutschland liegen, der Wortlaut ist unzensuriert in diesem Buch wiedergegeben.

Oder es ist – und da bin ich bei unserem Namen für die Reihe –, als schaue man in den nächtlichen Himmel und ließe sich von sechs funkelnden Sternen Geschichten erzählen ...

Viel Spaß! Und wenn Sie begeistert sind, vergessen Sie nicht: Es werden weitere spannende Themen folgen.

Rafik Schami
im Frühjahr 2015

Die Autorinnen und Autoren

Franz Hohler, 1943 in Biel geboren, aufgewachsen in Olten, studierte fünf Semester Germanistik und Romanistik in Zürich und arbeitet seither freischaffend für Bühne, Radio und Fernsehen. Er lebt mit seiner Frau in Zürich, schreibt Erzählungen, Romane, Gedichte, Kabarettprogramme, Theaterstücke und Kinderbücher. Zuletzt wurden von ihm veröffentlicht: *Immer höher* (Bergtexte, 2014), *Der Geisterfahrer* (gesammelte Erzählungen, 2013), *Gleis 4* (Roman, 2013), *Es war einmal ein Igel* (Kinderverse, 2011).

Root Leeb, 1955 in Würzburg geboren, studierte Germanistik, Philosophie und Sozialpädagogik. Sie arbeitete zwei Jahre als Deutschlehrerin für Ausländer, danach sechs Jahre als Straßenbahnfahrerin in München. Heute lebt sie als Autorin, Malerin und Zeichnerin in der Nähe von Mainz. Bei *ars vivendi* erschien 2001 *Mittwoch Frauensauna*, 2003 folgte *Tramfrau. Aufzeichnungen und Abenteuer der Straßenbahnfahrerin Roberta Laub*, 2012 ihr Roman *Hero. Impressionen einer Familie* und 2013 *Die dicke Dame und andere kurze Geschichten*.

Monika Helfer, 1947 in Au/Bregenzerwald geboren, lebt als Schriftstellerin mit ihrer Familie in Vorarlberg. Sie hat Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht, zuletzt *Bevor ich schlafen kann* (2010), *Oskar und Lilli* (2011) und *Die Bar im Freien – Aus der Unwahrscheinlichkeit der Welt* (2012). Gemeinsam mit Michael Köhlmeier veröffentlichte sie 2010 *Rosie und der Urgroßvater*. Für ihre Arbeiten wurde sie unter anderem mit dem Robert-Musil-Stipen-

dium (1996) und dem Österreichischen Würdigungspreis für Literatur (1997) ausgezeichnet.

Michael Köhlmeier, 1949 in Hard am Bodensee geboren, lebt als Schriftsteller in Hohenems (Vorarlberg) und Wien. Er schreibt Kurzprosa, Lyrik, Bühnenstücke, Drehbücher sowie Hörspiele und hat zahlreiche Romane veröffentlicht, darunter *Abendland* (2007, Finalist beim Deutschen Buchpreis), *Madalyn* (2010) und *Die Abenteuer des Joel Spazierier* (2013). Mit *Zwei Herren am Strand* war er 2014 auf der Longlist für den Deutschen Buchpreis vertreten. Seine Werke sind in mehreren Sprachen erschienen. Ihm wurden etliche Literaturpreise verliehen, zuletzt der Walter-Hasenclever-Literaturpreis der Stadt Aachen 2014.

Nataša Dragnić, 1965 in Split (Kroatien) geboren, schloss nach dem Germanistik- und Romanistikstudium in Zagreb eine Diplomatenausbildung ab. Seit 1994 lebt sie in Erlangen und war viele Jahre als Fremdsprachen- und Literaturdozentin tätig. Ihr Debüt *Jeden Tag, jede Stunde* erschien in rund 30 Sprachen, ihr zweiter Roman *Immer wieder das Meer* wurde 2013 veröffentlicht. Nataša Dragnić erhielt den IHK-Kulturpreis der Stadt Nürnberg 2012, den August Graf von Platen Förderpreis 2013 und den italienischen Premio Fondazione Francesco Alziator 2013.

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, wanderte 1971 in die Bundesrepublik aus. Er studierte Chemie in Heidelberg und schloss sein Studium 1979 mit der Promotion ab. Heute zählt er zu den bedeutendsten Autoren deutscher Sprache. Seine Bücher erschienen in 27 Spra-

chen und wurden mit vielen Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Hermann-Hesse-Preis, dem Chamisso-Preis, dem Nelly-Sachs-Preis und den Preis gegen das Vergessen und für Demokratie.

Seit 2002 ist Rafik Schami Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. Veröffentlichungen u. a.: *Eine Hand voller Sterne* (1987), *Erzähler der Nacht* (1989), *Die dunkle Seite der Liebe* (2004), *Damaskus im Herzen* (2006), *Das Geheimnis des Kalligraphen* (2008), *Eine deutsche Leidenschaft namens Nudelsalat* (2012) sowie, gemeinsam mit Root Leeb, *Die Farbe der Worte (ars vivendi, Jubiläumsausgabe 2013)*.

Eine Hommage an **REISEN**
in innere und äußere Welten
und an die Schönheit der Kurzgeschichte
in sechs poetischen Stimmen:

- ★ Franz Hohler
- ★ Monika Helfer
- ★ Root Leeb
- ★ Michael Köhlmeier
- ★ Nataša Dragnić
- ★ Rafik Schami